

Illustriertes Sonntags-Blatt

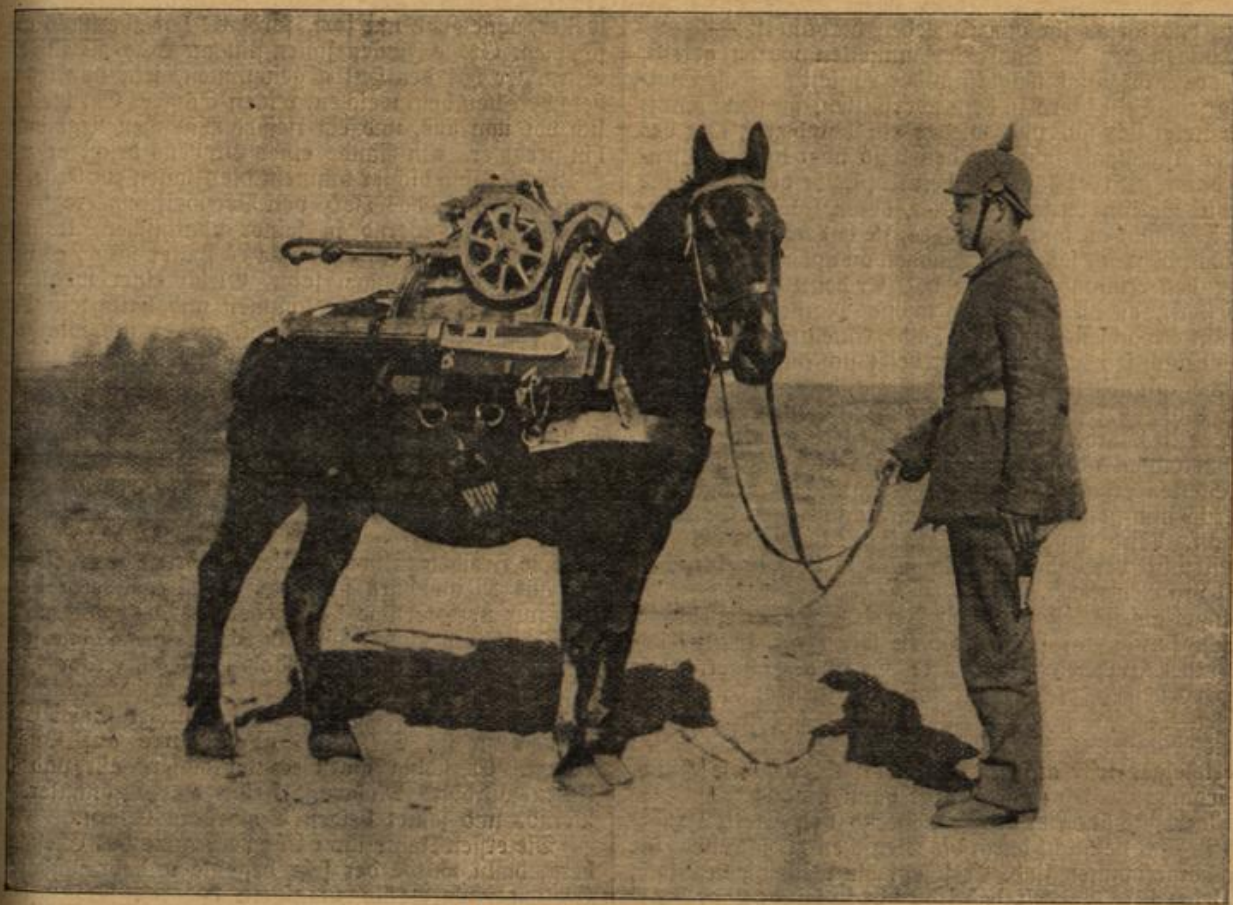
Beilage zur
Schwanheimer Zeitung

1915. * Пр. 27

Die Geschworenen hatten den Gerichtssaal verlassen.

Augen sahen düster aus, und um den Mund, den ein schwarzer Schnurrbart bedeckte, lag ein gramvoller Schmerzenszug.

Bernhard Freiherr von Stetten war des Mordes an dem Waldhüter Franz Tschibulski angeklagt. Stetten war Volontär auf dem Gute des Grafen Sollenstein bei Posen. Man rühmte ihn allgemein als gewissenhaft und arbeitsam, aber er war wegen seines Jähzornes, der ihm schon in mehreren Fällen Unannehmlichkeiten zugezogen hatte, gefürchtet. Es war auch bekannt, daß es zwischen ihm und dem ihm unterstellten Waldhüter öfters zu heftigen Szenen gekommen war, denn Tschibulski war ein wüster Gesell, der seine Obliegenheiten nachlässig erfüllte. Er war ein Trinker, und man munkelte, daß er ein Wilddieb sei, der seine Jagdbeute heimlich verkaufte. Aber er trieb sein Licht



Man hat neuerdings den Transport der Maschinengewehre durch Pferde auch in der deutschen Armee eingeführt.

„Inlagebank nicht. Was hatte er mit dem Jubel der Weihnacht zu tun, er, der Angeklagte?“

Stetten hatte in Gegenwart anderer dem Polen gedroht, ihn anzuzeigen, sobald er ihn ertappe.

tigen Streit, der nur durch das Dazwischentreten der dabei gegenwärtigen Personen beigelegt wurde.

Am Abend des 20. Oktober war Franz Tschibulski im Walde des Rittergutes Gravnika, das dem Grafen Sollenthin gehörte, und auf dem Bernd von Stetten Volontär war, unweit der Landstraße tot aufgefunden worden. Er war erstochen, und zwar mit dem Hirschfänger, den alle als den Stettens wieder-erkannten, war doch ein Monogramm mit der siebenzintigen Krone am Griff eingraviert. Um elf Uhr vormittags war der Pferdehändler Schmuhl, vom Gut kommend, über die nach Posen führende Landstraße gefahren. Er und sein Sohn sahen zwei Männer etwa fünfzig Schritt von der Straße im niederen Strauchwerk dicht beisammen stehen; sie sprachen laut und erregt miteinander. Schmuhl sagte zu seinem Sohn:

„Das ist ja der Baron und der Tschibulski; die haben es wieder miteinander. Na, der Kerl, der Waldbhüter, treibt es auch zu frech mit der Wildddieberei; da hat er vorige Woche ein Reh nach Posen verkauft.“

„Ich hoffe, der Baron gibt ihm heute einen gehörigen Denzettel“, versetzte der halbwüchsige Bursche.

„It ein nobler Herr, ein feiner Herr — der Stetten“, lobte der Pferdehändler; „nur so mächtig jähzornig. Als ich neulich den Fuchs in Gravnika verkaufen wollte, da hat er gleich bemerkt, daß das Pferd einen Fehler hat. Na ja, er hat ja früher bei der Kavallerie gedient, ist Sachverständiger. Als ich den Fuchs in Gravnika anpries, hat der Stetten mit den dunklen Augen mich nur so angeblitzt, und auf der Stirn schwoll ihm die Jornesader, rein grauulich sah er aus. Und angeschrien hat er mich, heruntergemacht, daß mir angst und bange wurde.“

Etwa dreihundert Schritt von der Leiche des Tschibulski fand man ein blutiges Taschentuch, das den Namen Stettens trug. Man verhaftete ihn. Er konnte sein Alibi nicht nachweisen. Erst am späten Nachmittage war er wieder in Gravnika eingetroffen, er sah ermüdet aus. Auf seinem Pelzrock befanden sich Blutspuren. Das alles erschien genug, um ihn zu verhaften. Zwei lange Monate im Gefängnis hatten die frischen Farben des jungen Gesichtes gebleicht, hatten frühzeitige Silberfäden durch das Haar des Mannes gezogen, hatten ihn um Jahre gealtert und seinen Schmerzenszug um den Mund gegraben, jenen traurigen Blick hervorgerufen, der denen eigen ist, die ein tiefes Leid erfahren, das fortan ihr ganzes Leben verdüstert.

Die Meinungen der im Saal Versammelten waren geteilt, aber der größere Prozentsatz neigte sich der Ansicht zu, daß Stetten unschuldig sei. Still ist es in dem überfüllten, großen Raum; leise flüsternd neigt sich hin und wieder ein Mund zum Ohr des Nachbarn. Der Angeklagte läßt jetzt den Blick über die Anwesenden gleiten, dann senkt er langsam den Kopf. Er denkt an seine Angehörigen in Berlin, an seine Mutter, deren Stolz und Liebling er ist. Sie glaubt an ihn, er weiß es, sie hat keinen Verdacht gegen den Sohn, obgleich seine von Kindheit an ausbrechende Heftigkeit ihr manchen Kummer bereitet hat. Er denkt auch an seine beiden Schwestern, an die energische, schöne Margarete, an den munteren, kaum erwachsenen Vadsich Hilde. Eine große Sehnsucht überkommt ihn nach seinen Lieben. Er beißt sich auf die Lippen, um dem heiß herausquellenden Naß zu wehren, das ihm die Wimpern feuchten will. — Fest bleiben, männlich stillhalten, was auch kommen mag. Mit Würde tragen, was die nächste Stunde bringt.

Ein leises Raunen geht durch den Saal; die Geschworenen treten ein. Stetten erhebt sich. In seiner stattlichen Länge steht er da, sehr ernst und gefaßt. Ihm ist zumute wie dem Soldaten in der Schlacht. Wird ihn die Kugel treffen?

Das Urteil wird verkündet; der Angeklagte ist freigesprochen „aus Mangel an Beweisen“.

„Aus Mangel an Beweisen“, denkt Bernd von Stetten bitter. Muß das nicht ferner auf seinem Leben wie Frost liegen, der alle Freude, alles Blühen eifig zerstört? Er ist gezeichnet. Von nun an wird es heißen, wenn man von ihm spricht:

„Ach, wissen Sie, das ist der gewisse Stetten, der des Mordes angeklagt, aus Mangel an Beweisen freigesprochen ist.“

Sein Verteidiger tritt auf ihn zu und reicht ihm die Hand, sagt einige bedauernde Worte und geht dann hinaus.

Langsam leert sich der Gerichtssaal. Bernd von Stetten rührt sich nicht; es ist ihm peinlich, durch die Menschen zu schreiten, die aus Neugier hergekommen sind. Er scheut die mitleidigen Blicke, in denen zu lesen ist: „Gottlob, daß ich nicht in seiner Lage bin!“

Der Präsident des Gerichtshofes tritt auf Bernd zu. Er ist ein ehrwürdiger Greis, dessen freundliches Gesicht jedem Zutrauen einflößen muß. Jetzt richten die alten, milden Augen sich voll unendlicher Güte auf den jungen Mann, den er eine Weile sinnend betrachtet. Stetten merkt es nicht; den Kopf in den Händen vergraben, sitzt er regungslos da. Erst als der Greis ihm leicht die Rechte auf die Schulter legt, zuckt er zusammen und blickt empor.

„Mut, junger Freund“, sagt die leise Stimme des alten Mannes, „Sie sind frei und können gehen.“

„Frei!“ ruft Bernd und schnell von seiner Bank aufspringend, „frei, solange ich lebe.“

Er lacht bitter.

„Aus Mangel an Beweisen dem Zuchthaus entkommen, das ist ein Brandmal, das an mir haften bleibt. Es ist aus der Gesellschaft anständiger Menschen; es wird mich wohin ich meine Schritte wende, es vernichtet jede Hoffnung, jede Lebensfreude! Ich bin geächtet!“

Ein Ausdruck der Verzweiflung liegt auf seinen bleichen

Auf dem Antlitz des Präsidenten malt sich tiefes Mitleid. „Wir konnten das Verdict nicht anders fällen“, sagt er dauernd. „Ich glaube an Ihre Unschuld, Herr Baron. Eine Bitte an Sie: Kommen Sie zu mir für die nächste Zeit, Sie sind der Erholung dringend bedürftig; ruhen Sie aus, ehe Sie die Gegend verlassen.“

„Nein, nein“, entgegnet Bernd gedrückt, „ich danke Herr Präsident, aber ich kann Ihr gütiges Anerbieten nicht annehmen, ich muß allein sein mit meiner Schande!“

Stetten fühlt noch den warmen Druck der weichen, regungslos liegenden kalten Hand in der des Präsidenten, verläßt auch er den Gerichtssaal, wo ihm sein Urteil geworden ist.

Draußen hat der Schnee aufgehört zu fallen; mäßig bedeckt die Straßen und Häuser der Stadt. Bernd sieht die Sonne fröhlich herniederlachen; es tut ihm weh. Besser ist Regentag, das paßt zu seiner düsteren Stimmung, die der strahlende Tag nur zu sehr erhellt. Er muß fortan im Dunklen weiterleben, er sich immer wieder.

Einige der vorher im Saal Anwesenden stehen noch vor dem Saal. Es sind Bekannte von ihm. Sie wollen auf ihn zutreten, ihm die Hand reichen, dem armen Mann wehren ihnen ungeduldig ab.

„Laßt mich!“

Dann geht er durch die Straßen wie ein Trunkener, keinen anderen Wunsch als den, sich irgendwo zu verstreuen, hinzulegen wie ein weidwundes Wild, das die tödliche Wunde empfunden hat, und das allein verenden möchte. Nun hat er das erreicht, die Stadt liegt weit hinter ihm. Er wandert weiter, ohne Ziel, nur fort, fort! Es hat abermals angefangen zu schneien. Große Floden fallen still zur Erde, sie kühlen die Stirn. Er hat den Hut abgenommen, sein dunkles Haar ist bedeckt von dem weichen, reinen Schnee. Ein weites Feld sich vor ihm aus, und ein kleines Wäldchen liegt dahinter. Er strebt er. Am Rande eines Grabens bricht er zusammen.

Dichter und dichter taumeln die Floden zur Erde. Er auch den, der, das Herz voll Verzweiflung, regungslos

Wie lange Bernd in seiner apathischen, trostlosen Stimmung so gelegen, er wußte es später nicht; es mußte den darüber vergangen sein. Gleich einer wohlthätigen Wunde war es über ihn gekommen und hatte sein Leid Zeit eingelulkt. Es war dunkel, als er sich wie zerfallen hob. Er schüttelte den Schnee ab und taumelte zur Stadt.

„Wohin?“ fragte er sich immer wieder.

Und da tauchte ein liebes, altes Gesicht unter dem häubchen vor ihm auf, zwei sanfte Augen blickten ihn an, und eine weiche Stimme sagte:

„Komm zu mir, mein armes Kind, komm zu deiner Mutter.“

„Ja“, dachte Bernd, „ich will heim — heim zu meiner Mutter.“

Die Freiherren von Stetten gehörten einer alten Familie, die aus Mecklenburg stammte. Einst weitverbreitet, jetzt nur noch wenige Mitglieder in Mecklenburg.

Der ältere Sohn, Wilhelm, besaß das schöne, große Gut Buchenfelde, das nur drei Bahnstationen entfernt von Berlin lag. Er war jung verwitwet, und von seinen vier Kindern nur noch sein zwanzigjähriger, kränklicher Sohn Ernst.

Der zweite Sohn des alten Herrn auf Buchenfelde, Albert, er schlug die Beamtenkarriere ein und heiratete ein liebenswürdiges Mädchen, Frida von Brömmeler. Der dritte Sohn, Bernd, und seiner beiden Schwestern Eltern.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verbrachte das Ehepaar in Berlin, dann wurde der sehr begabte und brauchbare Bernd nach Berlin zu einem höheren Posten berufen. Er stieg zu Stufe stieg er empor und kam zu Ansehen. Sie machten ein großes Haus, bewohnten im Tiergarten eine schöne Villa, hielten Pferde und Wagen und gelebte eine glänzende Existenz. Sie besaßen drei Kinder. Bernd war der älteste, ein hübscher, frischer Junge, des Vaters Ebenbild. Er hatte sich schon frühzeitig bei ihm die Anlage zur Festigkeit

horn ausartete. Alle Strafen und alle Erziehung ver-
nicht, diese häßliche Eigenschaft bei dem sonst gut ge-
Knaben auszumerzen. Nach vier Jahren wurde Mar-
geboren, ein allerliebstes kleines Mädchen, das den Eltern
gute machte. Erst sechs Jahre später erblickte die zweite
das Licht der Welt. Sie erhielt den Namen Hildegard,
der frühverstorbenen Schwester der Brüder Wilhelm und
von Stetten, und in ihrer lichtblonden Liebllichkeit ver-
fiel, einst der Tante zu gleichen.
beschäftigt Stetten in seinem Amt war, so fand er doch
seiner Familie zu widmen. Ein Abend in der Woche
ihnen immer; dann war er am glücklichsten. Im be-
Hausrock, mit der langen Pfeife, die er gern daheim
bildete er den Mittelpunkt des traulichen Kreises. Der
im Wohnzimmer verbreitete Licht und Wärme. Seine
Frau saß mit einer Handarbeit neben ihm, die drei blühen-
der umringten fröhlich plaudernd die Eltern, und ein
gericht stand auf dem Abendtisch.
„sagte Stetten, „solche Stunden sind mir die liebsten.“
Mutter nickte. Gern hätte sie es gesehen, wenn sie öfter
wären, aber das hohe Gehalt ihres Mannes war ja
repräsentieren im Leben nötig. Das Vermögen des Ehe-
war in einer Bank deponiert; die Zinsen allein hätten
Auskommen genügt.
die Kinder heranwachsen, mehrten sich die Ausgaben.
war Offizier im Infanterieregiment in Saarbrücken; er be-
eine ansehnliche Zulage. Solid und strebsam angelegt,
er wenig Schulden. Er wäre lieber Landwirt geworden,
Neigung zog ihn zu diesem Beruf, aber sein Vater wünschte,
selbe schmutze Uniform tragen zu sehen, die auch er als
Mann einst gehabt.
einige Jahre strammen Dienst,“ sagte Stetten zum
das Weitere findet sich. Nur hüte dich vor deiner Heftig-
ein Junge.“
dieser väterlichen Ermahnung war es doch einige Male
zu unliebsamen Dingen gekommen; er hieß im Regi-
das „Wildfeuer“.
Margarete wurde nach beendeter Schulzeit in die Schweiz
um das Französische zu erlernen; eine Engländerin,
zwei Jahre im Elternhause lebte, hatte das junge Mäd-
chens in ihrer Muttersprache unterwiesen. Auch ihre her-
vorgehende Begabung für Mathematik sollte in Genf ausgebildet
denn Stettens waren der vernünftigen Ansicht, daß sie
nach ihren Fähigkeiten ausbilden lassen mußten, um
leicht im späteren Leben auf eigene Füße zu stellen.
die kleine Hilde blieb daheim als Augapfel von Vater
Mutter. Die vermehrten Ausgaben mußten durch ein An-
des Kapitals gedeckt werden, doch meinten die Gatten,
so richtig sei, und daß einst die augenblicklichen Kosten gute
tragen sollten.
von Stetten waltete still und gewissenhaft im Hause.
bewachte alles, war praktisch und sparsam, ohne dabei
zu werden.
die Freude war es, wenn Bernd und Margarete heim-
Wie jubelte Klein-Hildchen über den Bruder in der
Uniform, wie umarmte sie ihn immer wieder, wie
sie sich an der großen Schwester Arm.
„bist so groß und schön geworden,“ sagte das Kind, „ich
am Liliput.“
bleibt unser Sonnenstrahl“, versetzte Margarete zärtlich.
ging es in die Sommerfrische nach Bingen an der Mosel
nach Dievenow. Auch der Vater hatte dann gewöhnlich
und die Seeluft tat allen wohl, stärkte die Nerven und
ihnen Erholung und neue Lebenslust.
vergingen mehrere Jahre ungetrübt. — Dann kam der
Schlag, trübe Stunden, die wohl keinem erspart bleiben.
sich an zu kränkeln, ein altes Magenleiden trat auf. Er
nach Karlsbad zur Kur; danach schien es besser zu werden.
Margarete hatte sich mit einem jungen Leutnant verlobt.
Strebilin hatte sie in Zoppot kennen gelernt, wo er
verwandten seinen Urlaub verbrachte. Er war vermögens-
der zärtliche Vater versprach Margarete und Hans
Vermögen zu geben. Um höhere Prozente zu er-
sagte Stetten das Vermögen in einer anderen Bank an,
soliden Füßen zu stehen schien.
Brautpaar schwamm in Seligkeit. Die sonst etwas kalte,
strenge Margarete war wie verwandelt, wenn ihr statt-
verlobter sie an sich zog und ihr leise Liebesworte sagte,
den Arm wie so fest umfassen hielt und er den blonden
ihre neigte.
hätten eine bessere Partie für Margarete erwarten
sagte Stetten zu seiner Frau am Abend des Verlobungs-

tages, „aber ich bin der Ansicht, daß sich die Liebe nicht unter-
drücken läßt, und ich will mein Kind glücklich sehen.“

Als Strebilin bei dem Vater des jungen Mädchens um
dessen Hand anhielt, hatte er gesagt, daß er einen alten Onkel
im Rheinlande besäße, dessen Erbe er sei. Dieser Onkel kränkelte
viel und war über sechzig Jahre alt. Unangenehm berührte es
den feinsüßlichen Stetten, daß der Bewerber seiner Tochter diese
Äußerung tat.

„Rechnen Sie nicht auf den Tod,“ sagte Margaretes Vater
schroff zu dem Verblüfften, „aus eigener Kraft soll sich der Mann
den häuslichen Herd gründen; streben Sie voranzukommen in
Ihrem Beruf.“

„Ich werde bald Oberleutnant“, entgegnete Strebilin.

„Vorher gebe ich meine Einwilligung zur Heirat auch nicht“,
lautete Stettens energische Antwort.

Nun wurden die Verlobungsanzeigen gedruckt und die üblichen
Bisiten gemacht und empfangen.

Strebilin stand bei einem Infanterieregiment in der Provinz.
Seine schlichte Uniform stach gegen die Bernds ab.

Es betäubte Margarete, daß vom ersten Tage an keine Sym-
pathie zwischen den beiden jungen Leuten herrschte.

Einmal gerieten sie über militärische Fragen in Streit. Jäh
flammte die Hornesader auf Bernds Stirn empor, und er wollte
loswettern.

Eine Hand legte sich beschwichtigend auf dessen Arm.

„Bernd!“ sagte die Mutter so leise, daß nur er es hörte.

Er bezwang sich und ging hinaus.

Seitdem wollte es zu keiner rechten Harmonie mehr zwischen
den beiden Leutnants kommen.

Es dauerte über ein Jahr, ehe Hans von Strebilin Oberleut-
nant wurde. Ab und zu konnte er nach Berlin kommen. Der
Dienst war stramm, und die Ungeduld des Bräutigams mußte
sich der Pflicht fügen. Margarete liebte ihren Verlobten mit jener
ersten, schwärmerischen Liebe eines Mädchenherzens, das alles
glaubt, alles hofft und sich selbst vergißt. Auch Hans war rasend
in seinen holden Schatz verliebt. Das sagte er sich oft, ohne zu
bedenken, wie weit wahre Liebe von jener Verliebtheit entfernt
ist, die er tatsächlich fühlte. Ach! und dieses langweilige Warten!
Warum mußte auch der „Alte“ so eigensinnig sein und seine
Beförderung zur höheren Charge verlangen?

Einmal äußerte er dies ungehalten gegen Margarete. Sie
wies ihn zurecht, und sie schieden kühl voneinander. — bis zum
nächsten Tage. Da kam er wieder, und sie schlossen Frieden mit
zärtlichen Küssen und Worten.

Unterdessen hatte sich der Gesundheitszustand Baron Stettens
sehr verschlechtert; er sah gelb und verfallen aus. Seine Frau
sorgte sich um ihn, sie verdoppelte ihre Pflege. Oft ruhten ihre
Augen trübsinnig auf der frühzeitig gebeugten Gestalt des ge-
liebten Mannes, der im Anfang der Fünfziger wie ein Greis
ausah, mit dem gelichteten, weißen Haar und dem abgemager-
ten Gesicht. Es fiel ihm schwer, sein Amt zu versehen, aber er
konnte es nicht niederlegen, es hieß weiter auf dem Posten stehen.

Da kam der Schlag, der das ganze Leben der Familie um-
gestaltete sollte. Die Bank, der Stetten den größten Teil seines
Vermögens anvertraut hatte, fallierte; nur ein geringer Rest
wurde den Gläubigern ausgezahlt. Stetten war wie vernichtet.
Er sank totenbleich in das Zimmer zu seiner Frau und brach
zusammen. Sie bettete ihn mit Bernds Hilfe, der zum Glück
auf Urlaub war, auf das Ruhebett. Erst stoßweise, abgebrochen
kam das Traurige zutage. Sie waren entsetzt von dem, was
sie hörten, aber sie zeigten es ihm nicht. Sie baten ihn, sich zu
beruhigen und redeten ihm liebevoll zu.

Stetten lächelte trübe, er über sah die Folgen.

Bernd mußte aus dem Regiment treten. Es fiel ihm doch
sehr schwer, die Uniform anzuziehen, die liebgewonnenen Kame-
raden zu verlassen, aber er behielt das für sich. Er beschloß,
Volontär der Forst- und Landwirtschaft zu werden.

Als er es dem Vater sagte, nickte dieser traurig mit dem Kopfe.

„Ja, ja, mein Junge, dir bleibt nichts anderes übrig“, mur-
melten die blassen Lippen des alten Mannes, der seit Tagen
zu Hause blieb und seinen Dienst nicht mehr versehen konnte aus
großer Schwäche.

So ging denn Bernd als Volontär nach Grabniz, dem
Gute des Grafen Sollenstien. Er hoffte, sich mit Lust und Liebe
an der Sache rasch einzuarbeiten; hatte er doch immer Neigung
zur Landwirtschaft gehabt.

Und Margarete? Eben hatte Hans von Strebilin ihr ge-
schrieben, daß er Oberleutnant geworden und ihrer Vermählung
nichts mehr im Wege stände.

Nichts? — Wo sollte nun das Kommissvermögen herkommen?

Unmittelbar nach seinem Brief erschien Strebilin. Als er von
dem Banktrach erfuhr, wurde er bleich und sah wie vernichtet da.

„Ich gebe dich frei“, sagte Margarete, scheinbar ruhig, obgleich ihr Herz heftig pochte. „Hier der Ring, den du mir in seliger Stunde gabst.“

Er nahm ihn nicht, er starrte sie fassungslos an. Noch nie war sie ihm so begehrenswert erschienen wie jetzt mit diesem bleichen, edlen Gesicht, in dem die dunklen Augen so traurig unter Tränen blickten. Es wollte heiß in ihm auf. Er zog sie leidenschaftlich an sich und bedeckte ihr Haar, ihre Augen und Lippen mit Küssen.

„O, Hans, Hans, Lieber, laß mich“, flehte sie zitternd.

„Ich lasse dich nicht“, flüsterte seine Stimme, „ich nehme den Ring nicht zurück! Wir sind jung, wir können warten!“

„Könntest du dich nicht nach einer Privatstelle oder sonst nach einem Erwerb umsehen?“ sagte Margarete.

„Ja, das könnte ich“, entgegnete er zögernd, „aber ich denke, wir werden bald in der Lage sein, zu heiraten, mein alter Onkel ist neuerdings so krank, daß —“

Sie preßte die Hand auf seinen Mund. Dieses Spekulieren auf den Tod verletzete sie immer peinlich.

„O, still davon“, flehte sie, „ich mag es nicht hören.“

Pjotr Kusmin hatte sich vom Popen bereben lassen, die Zukunft zu gewähren. Und ob sie nun wirklich eine Heze die anderen sagten, ob nicht —, sie hatte wahrhaftig die so weit gesund gemacht. Überhaupt, fast alle, die ihr hatten, waren am Leben geblieben; nur ein paar alten hatte sie nicht mehr helfen können —, aber die wären scheinlich auch ohne sie gestorben. — — —

Nun strahlte die Frühlingssonne warm vom tiefblauen herab, und trieb die letzten Spuren von Frost aus. Die Lerchen stiegen, und emsig trieb Pjotr, die Pflugschar schwarze Krume brügend, Zomuschka an, und zog die Furche. Hinter ihm drein marschierten, ausgerüstet Reihe Soldaten, die Krähen, und pflügten die Engerlinge die Pflugschar aufwarf. — Gelobt seien die Heiligen, alles überstanden! Saatkorn hatten die Herren aus Mos geschildt, schönes Saatkorn! Heute wurde Pjotr fertig pflügen; morgen ging es ans Säen. Und der Himmel dieses Jahr ein Einsehen haben und eine gute Ernte nach den zwei Jahren Mißwachs! Sie alle würden re-



Im Quartier. Von Fr. van der Venne.

Sie eilte aus dem Zimmer. In diesem Augenblick konnte sie ihn nicht sehen; ihre vornehm denkende Natur sträubte sich gegen seine Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat.

Von Alfred Mayer-Eckhardt. (Nachdruck verboten.)

In böser Winter war das gewesen; ein wahres Wunder, daß sie alle vier ihn überstanden hatten: Pjotr, sein Weib Marfa, seine alte Mutter, die die ganze Zeit über hatte auf dem Ofen liegen müssen, und Zomuschka, das Pferdchen.

Nicht alle im Dorfe waren so gut davongekommen —, o nein. Der Hunger hatte zu schrecklich gewütet. Als man schließlich das Brot aus Baumrinde buk, hatte die schlimme Krankheit Einzug gehalten und das halbe Dorf weggerafft.

Als die Not aufs höchste gestiegen war, kamen zum Glück die Herren aus Moskau und brachten Korn, daß man wieder richtiges Brot backen konnte. Auch eine Frau war mit ihnen gekommen, eine Ärztin. Die hatte zuerst niemand aufnehmen wollen, weil Katja, die alte Dorfhege, gesagt hatte, die wolle die Kranken vergiften, damit weniger Esser im Dorfe seien. Und keiner hatte ihre Arzneien nehmen wollen; wären sie nicht alle zu elend gewesen, sie hätten sie mit Gewalt vertrieben.

essen haben; die Steuerrückstände würden bezahlt werden, Zomuschka würde wieder rund und sein Fell glatt und werden, und die Mutter wieder ganz gesund —, sie humpelte schon wieder ganz vergnüglich an ihrem Stod!

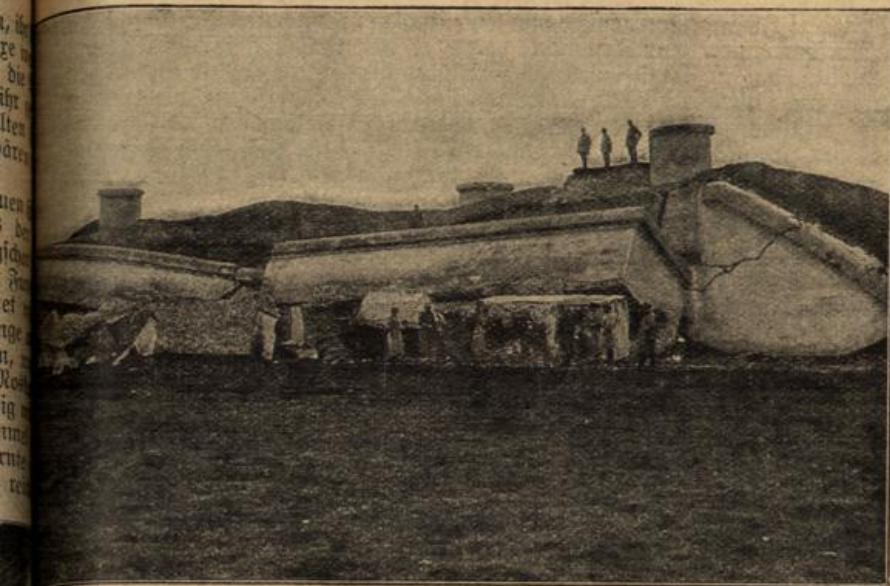
Am Ende des Aders angekommen, hob Pjotr den Fuß der Erde, drehte ihn um und setzte sich auf den Sturz. Zomuschka eine Weile ruhen lassen; das Pferd war nicht kräftig wie früher. Auch verspürte er Hunger, und zog das Brot aus der Tasche, das Marfa ihm mitgegeben hatte. — langsam, nach Bauernart, fing er an zu kauen. Da sich beim Namen rufen.

Es war sein Weib, das über den Sturzacker auf ihn zu kam. „Pjotr, der Polizeidiener war da — du sollst zum Gemeindevorsteher kommen.“

„Zum Gemeindevorsteher? Was will er denn? Ich doch keiner die Steuern zahlen, das weiß er doch —“

„Ich weiß nicht, was er will, — geh' nur gleich! In derweile weiter pflügen.“

Mißmutig machte Pjotr sich auf den Weg. Der Gemeindevorsteher —, was mochte er wollen? Sicher nichts Gutes war Pjotr, als ob ihm Unheil drohe. Seine ganze Hoffenfreudigkeit, die die warme Sonne und der leuchtend-blaue Himmel gewedt hatten, war wie weggeblasen.



der Einnahme von Liban: Befestigungswerke, die von den Russen vor der Übergabe der Stadt gesprengt wurden.



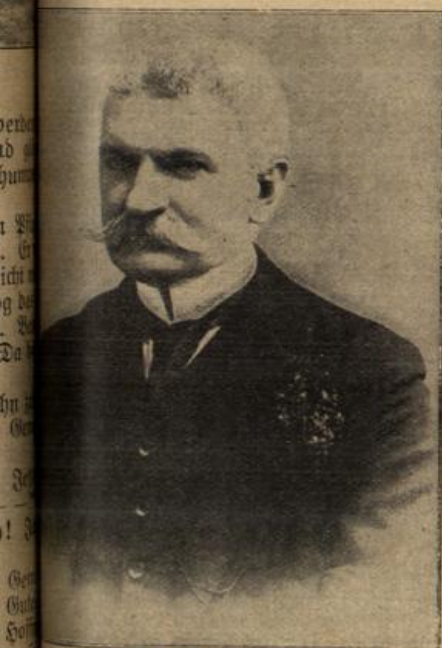
Antonio Salandra,
der italienische Ministerpräsident.



Häufigste österr. Stadt in Tirol: Torbole am Gardasee, ein beliebter deutscher Erholungsort.



Admiral Haus,
der Chef der österreich.-ungarischen Flotte.



M. Sonnino,
der italienische Minister des Auswärtigen.



Schweine Schlachten in einer deutschen Feldküche.
(Photoar. Leipziger Presse-Büro.)

Als er zum Gemeindevorsteher kam, traf er dort den Iwan, den Fjodor, den Steipan —, fast alle männlichen Dorfbewohner. „Gut, daß du da bist, Pjotr,“ redete der Dorfgewaltige ihn an, — „und ihr andern alle. Ich habe hier etwas für euch. Übermorgen müßt ihr zur Kreisstadt, ihr seid einberufen zur Übung!“

„Zur Übung! Aber Väterchen —, was soll aus der Frühlingsaat werden? Unsere Ader müssen bestellt werden —, die Weiber können das nicht!“ riefen sie alle durcheinander.

„Kann's nicht ändern — Befehl ist Befehl! Die zurückbleiben müssen aushelfen, so gut es geht. Am Ende —, vier Wochen sind keine Ewigkeit!“

Ein harter Schlag, aber was war zu machen? Man mußte sich fügen.

Die vier Wochen waren um, die vier langen Wochen, in denen Pjotr, anstatt seinen Ader zu bestellen, die Flinte hatte tragen müssen. Aber er kam nicht nach Hause. Er nicht, noch die andern.

Sie waren auf die Eisenbahn verladen worden, und zwei Tage lang gefahren. Zum Divisionserzieren, wie es hieß.

Nach vierzehn Tagen ging's wiederum auf die Eisenbahn. Aber nicht, wie sie gehofft hatten, heimwärts.

„In Polen ist Aufruhr“, hatte der Herr General gesagt. „Wir müssen hin, die Hunde zur Ruhe zwingen.“

In der Tat, die Hunde! Mühten sie gerade jetzt sich gegen Väterchen Jar auflehnen, jetzt, wo daheim auf dem Felde alle Arme gebraucht wurden, und Marfa mit der alten Mutter ganz allein war?! Eigentlich fanden sie gar keine Unruhen vor. „Ja, wenn wir nicht da wären —“, hieß es wieder.

So vergingen abermals Wochen unter ständigem Erzieren, Wachdienst üben und Schießen. Dann sah man wieder auf der Eisenbahn. Nach langer Fahrt wurde einige Tage hindurch marchiert. Wo er war, wußte Pjotr nicht; aber es mußte wohl weit von Hause sein. Land und Leute sahen ganz anders aus und sprachen anders.

Eines Morgens beim Appell bekam jeder Soldat eine Blechmarke, die er um den Hals hängen mußte. Dann wurden in Leinwandfäcken eingenähte scharfe Patronen ausgegeben. Viel mehr Patronen, als man zum Gefechtschießen sonst erhielt. Und der Herr General ritt vor die Front und hielt eine Rede.

„Brüder,“ sprach er — sonst sagte er immer „Leute“ oder „Soldaten“, oder wenn er ärgerlich war und schimpfte, „Hundejöhne“ —, „Brüder! Die Deutschen haben uns den Krieg erklärt! Wir müssen sie schlagen —, Väterchen Jar hat's befohlen! Wir werden sie schlagen! Wir alle werden unsere Pflicht tun und siegen oder sterben! Und nun, mit Gott vorwärts, Kinder!“

Und weiter marchierte man, immer vorwärts. Vorbei an verbrannten Dörfern, verwüsteten Aern, auf denen Vieh sich herrenlos herumtrieb.

„Das haben die Deutschen getan!“ meinte einer in der Kolonne. „Dummkopf!“ entgegnete ein anderer, „die Deutschen waren ja noch gar nicht hier —, unsere Kosaken!“

Aber ohne Aufenthalt ging's vorwärts.

Die Landstraße war dicht gedrängt voller Truppen. Infanterie, Reiter, Artillerie, Munitions- und Proviantkolonnen. Schon begegneten ihnen lange Züge von Wagen, auf denen Verwundete lagen. Man hörte rollenden Geschüttdonner — dumpf, wie ein fernes Gewitter. Vorwärts — immer vorwärts —

Jetzt lag Pjotr mit vielen hundert anderen in einem langen Schützengraben und hörte die Kugeln über sich hinpfeifen. Jeder hatte einen großen Haufen Patronenrahmen vor sich liegen, und alle schossen nach der Richtung hin, wo der Feind liegen sollte. Zu sehen war nichts von ihm. Aber von Zeit zu Zeit schien es, als ob das Knattern seiner Gewehre näher käme.

In weiße Rauchwolken eingehüllt, sausten Granaten durch die Luft. Sie trafen nicht, der Feind schoß zu weit.

„Achtung! Schnellfeuer!“ rief der Zugführer. Pjotr sah, wie, noch viele hundert Meter entfernt, grau gekleidete Soldaten auf seinen Schützengraben zuliefen. Das also waren die Deutschen. Er tat sein Bestes, und schoß unaufhörlich —, freilich, genau zielen konnte er nicht in der Eile. Gleich darauf waren die feindlichen Soldaten nicht mehr zu sehen. Aber an den dichter einschlagenden Geschossen merkte man, daß sie schon näher waren.

Der Patronenvorrat schmolz allmählich zusammen. Zeit, daß die Munitionskolonne kam. Wo blieb sie nur? Wiederum tat der Feind einen Sprung nach vorn —

Mit höllischem Krach platzte ein Schrapnell über dem Schützengraben. Unwillkürlich hatte Pjotr den Kopf in den Sand gesteckt. Als er wieder aufschah, lagen viele Kameraden im Blut.

Es fiel ihm auf, daß die Pfeife des Zugführers nicht mehr ertönte. Er blickte um sich und wurde gewahr, daß der Hauptmann und der Leutnant seines Zuges gefallen waren.

Der Tod heulte, pfiß und sauste rings um ihn her. Pjotr schloß die Augen. Er dachte an jenen lichten Frühlingsmorgen,

an dem er zum letztenmal gepflegt hatte. An Marfa, an die an Jomuschla dachte er, den treuen Arbeitsgefährten. Mit ihm wohl zurechtkommen und das Feld instandhalten.

Ach, er würde sie ja nie wiedersehen, die Lieben! es, er wußte es, obgleich der Feldwebel, als sie die Blei umhängen mußten, gesagt hatte, das seien Amulette, der Gottesmutter in Kasan geweiht, da könne keine Kugel ihnen etwas anhaben. Und nun lag der Feldwebel da —, keine zehn Schritte von ihm!

Er würde den Deutschen lebend in die Hände fallen würden ihm die Augen austreten und die Haut abziehen das hatte der Feldwebel gesagt, und das war sicher, wenn auch der Lieferant nicht die richtigen Amulette hatte, und nun alle die Kameraden verbluten mußten! nur daran lag es —

Mit einem Male wurde das feindliche Feuer stärker. überschüttet wurden sie mit Blei, und die Geschütze knallten aus über Granaten —, die ganze Hölle schien los. Dann sah Pjotr die Deutschen, als ob sie plötzlich ausgewachsen wären, kaum hundert Schritte weit heran. „Hurra“ scholl dröhnend durch den Schlachtlärm. Schmettern er den letzten Patronenrahmen in die Gewehrklammer. Noch hörte er das Signal „Seitengewehr aufpflanzen“ —, fühlte er einen heftigen Schlag wider die Stirn, und sein Bewußtsein schwand —

Die Sterne standen am Himmel, als Pjotr aufwachte es war dunkel. Er wollte sich aufrichten, lag aber wie dumpfen Schmerz fühlte er im Kopf und brennende qualte ihn. Lebte er noch? War er tot? War er verwundet und in der Hölle? Er hörte Stöhnen und Ächzen von Seiten, und markdurchdringende Schreie.

Nun waren zwei neben ihm. Sie bückten sich und etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Sie wollten aufstehen. Entsetzt versuchte er, sich zu wehren, wurde aber wieder ohnmächtig.

Dann — wie lange Zeit verflossen sein mochte, wußte er nicht —, ward er abermals wach und sah, daß er in einem breiten Feldbett lag. Es standen noch viele andere Betten, großen Zelt, und grau gekleidete Männer, die alle am roten Kreuz trugen, gingen von einem zum andern.

Er war also nicht tot und nicht in der Hölle. Aber was?

Ein hochgewachsener Mann mit blondem Vollbart, in Leinwandfäcken, trat an sein Lager, griff nach seinem Kopf und fragte, wie es ihm gehe.

Obgleich er russisch sprach, hörte Pjotr doch, daß es nicht war. Er war also wirklich bei den Feinden — hilflos.

Alle Dinge, die man ihm von den Deutschen erzählt hatten, fielen ihm ein. Flehentlich bat er um Schonung —, daß man ihn in den Krieg gezwungen —

Barisch, aber nicht ohne Gütmütigkeit fuhr der Deutsche fort.

„Esel —, du siehst doch, wir wollen dich heilen! Hast du etwas?“

„Was wird mit mir geschehen, Herr?“

„Erst nehmen wir dir die Kugel heraus und heilen dich. Du wirst ins Gefangenenerlager geschickt und bleibst dort, bis der ganze Krieg vorüber ist!“

„Und wenn der Krieg zu Ende ist, Herr?“

„Dann gehst du mit den andern nach Hause!“

Nach Hause! Nach Hause! Heim, zu Marfa, zur Mutter, dem Pferdchen! Gott würde die drei ja auch nicht umbringen lassen, nachdem er ihn hier so gnädig errettet hatte.

Ein seliges Lächeln glitt über die groben Züge des Mannes, als er das Haupt auf das blau-weiß gewürfelte Kissen rückgleiten ließ, und sanft wie ein Kind einschlummerte.

Frau Morgenstunde.

Allein, der männlich schätzenswerten, müder Stunden Bollgenuss.

Für Erklärung muß ich vorausschicken, daß ich ein einziger Langschläfer bin. Aus Gewohnheit oder aus Faulheit darüber will ich nicht entscheiden. Meine Langschläferei schon aus der Zeit, wo mir der Arzt wegen hochgradiger Armut Langgeschlafen verordnete und mich morgens von der Schulstunde dispensieren ließ. Diese Gewohnheit glitt leicht aus der Schulzeit in mein späteres Leben hinüber. Lieber Mann, der mich verwöhnt, wo er nur kann, brachte übers Herz, mich morgens aus holden Träumen wachlos machte er Toilette, um mich nicht zu stören, trug den aufgewärmten Kaffee, hauchte zärtlich und leise ein morgentau auf meine Stirn, für den ich in halbem Traum mit glücklichem Lächeln dankte, und zog geräuschlos die Schloß. Wie winzig war es, wenn ich dann aus halbem

ber Morgensterne jubelnd, mich tiefer in die weichen
Landschaft und schnell wieder in tiefen Schlaf versank.
Aber ich konnte nicht behaupten, daß ich diesen Zustand,
morgens im erwähnten Augenblick, ideal fand. Wenn ich
später Abendsstunden zu Hilfe nahm, um alle meine
zu erledigen, so blieb doch manches, was mir auf der

Beizierbild.



meint mein Sohn, sollte er nicht schon in
der Nähe sein?

Als ich das erstemal meine neue Wohnung besichtigte,
noch auf Brettern herumklettern und konnte mir schwer
vorstellen, daß aus diesem wüsten Chaos ein menschliches Heim
werden sollte. Aber wie angenehm war meine Überraschung,
kurz vor meinem Umzuge sie wieder besichtigte. Sie sah
wie ein kleines Schmuckkästchen aus. Als gute deutsche
schenkte ich natürlich der Küche ganz besondere Auf-
merksamkeit. Aber kaum hatte ich sie betreten, als ich mich ver-
wundert meinem Manne umfah. Hatte hier ein neidischer Kobold
getrieben? Aber den weißen Nacheln des Herdes
in großen Buchstaben:

„Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Ich sah ich: Rundum oben an den Wänden lief ein hübsch
Gipsband entlang, den die Worte schmückten: Morgenstunde
hat Gold im Munde. Ich habe meinen Mann noch heute stark
bedacht, daß er sich einen harmlosen Scherz erlaubt hat,
der Maler und Töpfer zu dieser eindringlichen Äußerung
denkwürdig inspirierte. Denn in all den anderen Woh-
nungen, die ich, neugierig geworden, besichtigte, war zu lesen:

„Gold ist Geldes wert.“
Man stand es einmal da. Tag für Tag, wenn ich morgens
in die Küche trat, mußte mein Auge unweigerlich,
auch blickte, auf die goldig gepriesene Morgenstunde.
Das war fatal. Ja, es war mehr als das, es wirkte be-
ruhigend, aufreizend. Ich wandte, wenn ich
am richtigen vormittags, in die Küche kam, ostentativ
zum Fenster, aber wenn ich mir den Morgenkaffee
holte, war es doch wieder da, aufdringlich, beredt: Morgen-
stunde hat Gold im Munde.

Wie Widerhaken setzte sich jedes einzelne Wort in meinem
Gedächtnis fest, umspannte meine Gedanken, verfolgte
mich, tagelang. Ich sah förmlich die Morgenstunde als
einiges Ding vor mir, wie sie den Mund öffnete und
flüsternd den Zahnreihen ein Strom glühenden Goldes
entließ. Ganz in Sonnenschein und Licht getaucht war
das Weib. Ihr Kleid leuchtete wie Morgenröte, und in
ihren Blicken der Schelm, der mir spöttisch zuzwinkerte:
„Nimm du!“

Wie breitete sie all ihre Herrlichkeiten vor mir aus und
erzählte von ihrem weiten, wunderschönen Reich.
Von den Vögeln, von Lerchenschlag, von taufrischen
von purpurner Morgenröte, flammenden Wäldchen,
von blauen Seen, die die Sonne wachkühlt, von ahnungs-
vollen und frischfröhlichen Schaffern.

Wie suchte ich die freundliche Mahnerin aus meinen Ge-
danken zu reißen. Sie ging auch. Aber pünktlich beim nächsten
Morgen stand sie wieder an meinem Bett und lockte und schmei-
kelte und warnte, daß ich gar keine Ruhe vor ihr hatte.

Nach vierzehn Tagen hatte sie mich wirklich so weit, daß ich
mir sagte: „Na, versuchen kannst du's ja mal. Gefällt dir's nicht
oder fühlst du dich nicht wohl dabei, kannst du es ja jeden Tag
wieder aufgeben.“

Und ich versuchte es, das Frühaufstehen. Ich muß ehrlich ge-
stehen, es wurde mir höllisch sauer. Ich hatte nicht geahnt, daß
es so schwer sei, sich pünktlich zu einer bestimmten Zeit aus den
weichen Federn zu erheben.

Mein Mann war sprachlos. Ich sah ihm zum ersten Male
beim Morgenkaffee schmutz angezogen auf dem freundlich ge-
deckten Balkon gegenüber, den der Morgensterne strahlte, und
schenkte ihm den frisch gekochten Kaffee ein. Sein liebes
Gesicht war ganz verklärt von lachendem Sonnenschein. Da
schämte ich mich in tiefster Seele, daß ich so viel Freude all die
Jahre hindurch mir und meinem Manne entzogen hatte. So
viel Freude! Heute würde er gewiß zu seiner Berufsarbeit ein
freundlicheres Bild mitnehmen, da ihm am Morgen die Liebe
lächelnd das Geleit gegeben hatte.

Aber noch mehr angenehme Überraschungen harrten meiner.
Programmgemäß sollte die erste Stunde für einen Morgen-
spaziergang freibleiben. So hatte es mir „Frau Morgenstunde“
anbefohlen, damit ich auch wirklich all ihrer Herrlichkeiten teil-
haftig würde. Ihr Rat war gut. Was für Stärkung und Er-
quickung trank ich in mich hinein, als ich zum ersten Male in früher
Morgenstunde durch die frisch betauten Wiesen und den un-
berührten Wald schritt. Wie fröhlich flog dann die Arbeit, als
ich nach Hause kam. Und wieviel Zeit blieb mir, wieviel Zeit!
Wie ruhig und behaglich konnte ich nun allen meinen Pflichten
nachkommen, ja sogar noch etliches darüber hinaus tun. Ein
paar Briefe, die ich mir schon für die Nachtstunden zurückgelegt
hatte, konnten an einem Tage erledigt werden, es blieb mir Zeit
zu Besuchen, zum Ausbessern der Wäsche und Garderobe und
— o Wunder der Wunder! — sogar zum Lesen! Was mir bisher
immer als Diebstahl an meiner Zeit erschienen war, nun durfte
ich die heißbegehrte Frucht, die ich mir nie gegönnt hatte, in
kostlicher Ruhe genießen.

Und mein lieber Mann war glücklich, so glücklich!

Ich habe ihn nicht gefragt, ob er den glückbringenden Spruch
in der Küche hat anbringen lassen, aber tat er's, so bin ich ihm
von ganzem Herzen dankbar dafür. Denn wenn ich jetzt beim
ersten Morgensterne in die Küche trete, dann lacht er
mich so recht fröhlich und heiter an, und „Frau Morgenstunde“
grüßt mich wie eine alte, liebe Bekannte. Und von Tag zu Tag
wird sie mir lieber und teurer.

Gertrud Fehrbach.

Selbständigkeit.

Von Johanna Junl.

(Nachdruck verboten.)

Von meinem Fenster aus sehe ich auf ein kleines Friseur-
geschäft. An den Sonntagen sitzt hinter weißen Gardinen
eine saubere, junge Frau, frisch und lachend, ein Bild kleinbürger-
licher Gemütlichkeit. Jetzt sind die Rollläden herabgelassen. „Zu
vermieten“, kündigt der rote Zettel.

„Das letzte Aufgebot des Landsturms hat meinen Mann ver-
langt. Die Gehilfen holte der Sanitätsdienst. Ich verstehe nichts
vom Geschäft. Ich gehe zu meinen Eltern zurück!“

„Und nachher?“ fragte die mit ihr Gehende.

„Nachher?“ Ja, ich weiß nicht!“

In dem Zigarrenverkauf an der Ecke bedient die Inhaberin.
Der Mann kämpft seit den Augusttagen im Felde. Sie sucht bereit-
willig für jeden Geschmack Zigarren und Zigaretten für Liebesgaben
aus, gibt Ratsschlüsse und zeigt für alle Kunden Aufmerksamkeit.

„Sie waren wohl früher auch in einem Geschäft?“ fragte ich.

„Ach nein, nur wie es hieß, daß es Krieg gäbe, hat ich meinen
Mann, mich in seinen Betrieb einzuweihen. Unser Geschäft ist
nicht groß, aber es nährt uns doch. Und das gibt man nicht gern
auf. Das Hauswesen und die Kinder versteht meine alte Mutter.
Ich habe versucht, alles zu lernen, was notwendig war. Es geht
schon mit etwas gutem Willen! Und sehe ich meinen Mann wie-
der, dann freut er sich doppelt, daß sein Erwerb ihm geblieben.“

Zwei Frauen. Die eine schwach, tatenlos, die andere mutig,
voll Tatkraft. Und dabei war der einen doch eine große Spanne
Zeit geblieben, sich einzuarbeiten. Sie war gesund und jung.
Unserer Frauenbewegung vornehmstes Bestreben ging darauf
hin, denkende, selbständige Frauen heranzubilden. Bei vielen
ist es erreicht. Der Krieg hat die Probe auf das Exempel gemacht.
Die Ehe ist höher zu bewerten denn als Versorgungsanstalt. Die
Kameradschaft fordert, daß die eine einspringt, wenn der andere
den Platz verlassen muß.

In Geschäftsbetrieben ist es im allgemeinen nicht zu schwer.
Die Not der Zeit trifft die Bäuerin, die Gärtnersfrau, die Guts-
herrin stärker. Männer fehlen für die Landwirtschaft. Die Frauen

müssen sich mit manchem vertraut machen, was ihnen früher erpart blieb. Der Bäuerin wird es am leichtesten sein, Erfahrung zu erwerben. Sie stand meist Schulter an Schulter mit dem Manne. Da lebt in der Mark, am Finow-Kanal, eine junge Bauersfrau. Der Mann, der Vater streiten für Deutschland. Morgens um vier Uhr steht sie auf, fährt mit der Egge und anderen Geräten auf ihrem Wagen einige Stunden durch den Wald zum Acker. Ihr Essen besteht aus Brot und Speck. Abends, wenn sie heimkommt, ist ihr Stuhl Land und das der Eltern bestellt. Sie besorgt noch das Vieh und geht dann zur Ruhe. Das ist eine Kraftnatur; solche gibt es nicht viele. Sie freut sich ihrer starken Arme und schreibt glückliche Briefe ins Feld. Und der Mann draußen liebt glänzenden Auges von der heimatischen Scholle.

Die Gutsherrin hat es schlimmer. Wenn sie sich nicht aufrüttelt, geht die Wirtschaft den Krebsgang. Es sind ja, Gott sei Dank, nicht alle Frauen verwöhnt, denn jeder Tag hatte Pflichten. Die Mamsell steht der Milchammer und der Geflügelzucht vor. Aber der ganze übrige Betrieb wartet auf seine Herrin. Jede, die die Sorgen stets dem Mann allein überließ, muß es heute bitter büßen. Sie hat Nachbarn, Freunde. In der Not gehen Tausend auf ein Lot. Gerade im Kriege wachsen die, die Nutzen aus den Sorgen anderer ziehen, wie die Pilze nach dem Regen empor. Das muß sie erwägen und vorsichtig sein. Wenn die Gutsherrin nicht früher schon daran dachte, Kenntnisse zu sammeln, jetzt ist die Zeit vorüber. Und doch muß sie um die Geheimnisse der Ackerwirtschaft, des Säens, Düngens, der sachgemäßen Viehhaltung usw. wissen.

Daher ist der Gedanke angeregt worden, daß von den landwirtschaftlichen Vereinen der Provinz abendliche Unterrichtskurse eingeführt werden sollen; natürlich gerade für die Gegenwart passend, alles in Betracht ziehend und ausnützend. Daß zu Kriegzeiten andere Richtlinien gezogen werden als im Frieden, begreift der Laie. Die völlige Ruhbarmachung mancher Erzeugnisse ist jetzt einträglicher und entspricht mehr den allgemeinen Zwecken. Darüber muß die Gutsherrin belehrt werden. Mit der Theorie ist nicht geholfen. Jeder Besitz verlangt seine eigenen praktischen Ratsschlüsse. Hier können vielleicht Wanderlehrer oder Lehrerinnen an den Winterschulen helfend eingreifen. Wie das am besten zu machen wäre, sagt jeder Lokalverein. Das muß aus der Praxis für die Praxis kommen. Sind erst einige Anregungen gegeben, so finden kluge Köpfe leicht den richtigen Weg, der zum Ziele führt.

Für die Frauen bedeutet der Krieg eine Kraftprobe. Von ihnen wird Großes gefordert. Man fordert ihre Angehörigen, man fordert ihre ganze Arbeitsfähigkeit. Aber der Krieg macht auch stark. Er führt alle Kräfte zum Licht und räumt mit dem Ruhlosen auf. Spätere Geschlechter müssen einmal stolz auf die Frauen von 1914 sein!

Allelei

Scherzfrage. „Welcher Unterschied ist zwischen einem Prohen und einem Luftballon?“ Antwort: „Der Proh kommt zuerst in die Höhe und wird dann aufgeblasen — beim Luftballon ist es umgekehrt.“

König Alfons XII. von Spanien besuchte einst inognito ein kleines Theater Madrids. Als er von seinem Begleiter gerade in dem Momente, als ein Kellner ihnen in der Loge Limonade reichte, gefragt wurde, wie ihm das Stück gefalle, blieb der König die Antwort schuldig und erst, nachdem sich der Kellner entfernt hatte, erwiderte er: „Ich schenke mich aus Zartgefühl, zu sagen, daß das Stück miserabel, weil ich befürchtete, der Kellner könne selbst der Verfasser sein.“

Ein naiver Page. Die Königin Elisabeth Christine von Preußen, die Gemahlin Friedrichs des Großen, nahm in den letzten Jahren ihres Lebens den Sohn einer Offizierswitwe als Page zu sich. Der auf dem Lande erzogene Knabe war in aller Hofsitte unerfahren. Als Page eingekleidet bekam er die Weisung, während der Tafel hinter dem Stuhle der Königin zu stehen und die Teller zu wechseln. Die Königin, wenn sie solche zu wechseln wünschte, hielt ihm den Teller hin. Der Page aber ging damit

zur Seite und ließ sich den daraufliegenden Rest schmecken, so daß er die Teller bloß deshalb erhalte, um sich satt zu essen. Durch vier Gänge so, beim fünften aber lehnte der Page die des Tellers ab und rief: „Ach, Majestät, ich bin jetzt nicht mehr nur noch einen einzigen Bissen zu essen!“

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Juli. Die Hausfrau hat in den heißen Tagen die Aufgabe, für erfrischende Speisen zu sorgen. Das Gemüse darf sich niemals fehlen. Der Kopfsalat erfreut sich immer noch der



Italienische Truppen: Offiziere und Mannschaften der Bersaglieri. Felduniform. Paradeuniform.

Wertschätzung. Denn und fester der Latten desto besser, fester ist er auch. Die hängt natürlich von individuellen Geschmack ist daher Sache jeder sich darnach zu richten den Geschmack der durch ihre Kunst zu Neben dem Salat andere Gemüsearten Verwendung, namentlich Kohlhorden, Schotenarten, junge Schnittten natürlich auch die Mahlzeiten abwechseln zu gestalten. Nicht dürfen die verschiedenen Sorten bleiben. Die oder Blaubeere ist Hausfrau willkommen. Suppen und verschiedene bade verwendet werden. Wegen ihres hohen gelichen Wertes, der in ihrem beträchtlichen halt zu suchen ist, allen Häusern reichlich werden. Die Waldbeeren sind als Nahrungsmittel ebenfalls schäßen. Da sie sehr

sind, werden sie hauptsächlich als Dessertfrüchte benutzt. Dazu kommen die Stachel- und Johannisbeeren, die jetzt der Garten in großer Beide können sowohl als Kompott dienen wie roh gegessen werden. Himbeeren werden hauptsächlich als Dessertfrüchte benutzt. Samentenfrüchte können auch zur Konservierung, Saft- und Geleebereitung werden. Stachel- und Johannisbeeren dienen auch vielfach zur Tunng. So findet die Hausfrau in diesem Monat also viel zu tun, sich für den Winter einen Vorrat an Konserven usw. beschaffen. Das sollte sie nicht veräumen, da sie dadurch in den Stand gesetzt der kalten Jahreszeit den häuslichen Tisch reizvoller zu gestalten.

Blumentohl wird besonders schön und zart, wenn er in feuch aufwachsen kann. Deshalb sollte möglichst täglich gewässert werden.

Logogriph.

Als Räuber ist's mit F bekannt, Mit L ist's nahe ihm verwandt.

Julius Fald.

Quadraträtsel.

A	A	C	D
F	L	L	M
M	O	O	O
O	O	O	R

Die Buchstaben des vorstehenden Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wahren und fentredten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Stadt und See gleichen Namens in Italien. 2) Ein tomerisches Mittel. 3) Ein altömisches Spiel. 4) Einen norwegischen Vornamen.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Berg, Werk, Bergwerk. — Des Bilderrätsels: Schiffe.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.